

BUCHBESPRECHUNGEN

Perspektiven des Menschseins

Wulf, Friedrich: Gott begegnen in der Welt. Erfahrungen des Glaubens. Würzburg, Echter 1988. 202 S., geb., DM 34,-.

Dies ist ein wichtiges Buch. Es breitet Erfahrungen vor dem Leser aus, die in langen Jahren des Studiums, der Seelsorge, der Reifung gewachsen sind, Erfahrungen nicht nur eines Glaubenden, sondern – so lautet der Anspruch – des Glaubens. Der Anspruch wird durchgehalten, er ist selbst vom Autor erfahren. Der christlichen Spiritualität verpflichtet und mit ihrer Geschichte vertraut wie wenige, hat er sich dem Menschsein in unserer komplexen, pluralistischen, technisierten und von vielen Ängsten geschüttelten Welt ungeschützt und verfügbar gestellt und ist auf diese Weise Gott immer unverwechselbarer begegnet. Davon weiterzugeben, drängt es ihn. Es geschieht in den theologischen Aufsätzen, ausgehend von der Deutung des für die Frömmigkeitsgeschichte, speziell für das Mönchtum, grundlegenden „Gott allein“ (9–20), über die Auseinandersetzung des Christen mit den bona temporalia, wobei an den drei so verschiedenen Gestalten des hl. Franz von Assisi, des hl. Ignatius von Loyola und des englischen Jesuiten und Dichters Gerard M. Hopkins das Ringen um eine legitime Weltzugewandtheit veranschaulicht wird (21–48), bis zur humanen Verankerung des eschatologischen „Gastseins auf Erden“ (49–55). An der erfahrenen Begegnung mit Gott in der Welt von heute – es ist die Erfahrung des II. Vatikanischen Konzils, originell und treu zugleich fortgeschrieben! – geben aber auch teil die weitgespannten und hintergründigen Untersuchungen menschlicher Grundfragen, zur Werdenot des „zwiespältigen Menschen“ (56–62), zur Krise der Lebensmitte (63–69), zu Liebe und Tod, zur Hoffnung und zum Geist der Armut. Der vielbefragte Seelsorger kommt besonders zu Wort in Beiträgen, die so nah am Leben

sind wie der Briefwechsel „Trost und Tröstung“ (97–105), wie die Frage nach dem Erlösungsverlangen des heutigen Menschen (70–77) und nach Tugenden der Humanität: Verstehen, Verzeihen, Geduld, Güte, oder auch nach der inneren Gestalt des persönlichen Lebens. Wie eine Summe des eigenen Weges muten schließlich die geistlichen Essays an, so vor allem der meisterhafte Beitrag zum Abschluß des Buches „Mein Leben – ein Augenblick“ (194–202).

Daß die Begegnung mit Gott in der Welt, wie sie in dieser auch sprachlich überaus klaren und kultivierten Aufsatzsammlung ansichtig und nachvollziehbar wird, den Christen notwendig zur Erfahrung der inneren Zuordnung von Geborenwerden und Sterben führt, bezeugt nicht nur das große Kapitel, das diesen Titel trägt (171–193), sondern im Grunde das ganze Buch. So verschieden die einzelnen Beiträge ansetzen und anmuten, es geht ein einheitlicher Atem durch das Ganze. Wer Spiritualität mit harmloser oder steiler Erbaulichkeit gleichsetzen möchte, kann hier lernen, wie sehr christliche Spiritualität der theologischen Anthropologie bedarf; und wer auch unter Christen so einseitig auf „Erfahrung“ setzt, daß ihm die Inhalte verschwimmen bzw. gleichgültig werden, wird hier konfrontiert mit einer Wegweisung zu ebenso reflektierter wie erlittener Glaubenserfahrung, ohne die heute christliches Menschsein nicht mehr gelingt. Wer ernstlich danach sucht, wird an diesem Buch nicht vorbegehen können.

C. Bamberg OSB

Remmler, Helmut: Das Geheimnis der Sphinx. Archetyp für Mann und Frau. Olten/Freiburg, Walter-Verlag 1988. 126 S., engl. brosch., DM 18,80.

Der bekannte Münchner Psychotherapeut Helmut Remmler legt im Hinblick auf die Stimmigkeit der Motive ein relativ leicht zu

lesendes Buch vor. Es ist ein Konzentrat seiner therapeutischen Theorie.

Des Autors Auffassung des Christentums läßt eine Konfliktgeschichte vermuten, in die er zwar viel Toleranz und Wohlwollen investiert hat, die jedoch noch nicht ganz ausgestanden zu sein scheint. Mißverständliche Axiome, die in der Jungschen Weltanschauung gründen, sind weithin unhinterfragt und bleiben hermeneutisch leitend. „Es geht darum, die in der kirchlichen Lehre vollzogene Gegensatzspaltung zwischen dem Gott zugehörigen Himmel und der Erde, die vom ‚Fürsten der Welt‘, dem Teufel, regiert wird, zwischen Geist und Fleisch sowie zwischen Gut und Böse immer wieder aufzuheben“ (54; vgl. auch 27, 35, 90, 114). Wer sich auf H. Remmlers Buch einläßt, weckt in sich Widerstände – und gerade dies ist therapeutisch notwendig. Nur so kommen Fragen und Antworten zustande, die helfen, aus dem Eigenen wirklicher zu leben.

Nach einer sehr persönlich gehaltenen Einleitung zeigt H. Remmler anhand von Überlegungen, die sich immer wieder an C. G. Jung orientieren, was es mit der Sphinx als Archetyp auf sich hat. H. Remmler interpretiert das Schicksal des Ödipus, dem die Sphinx vor Theben das Rätsel stellte: „Was läuft am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Beinen und ist am schwächsten, wenn es auf den meisten läuft?“ (57) Es ist der Mensch in seinen Altersphasen. Das wichtige Buch von Heinz Demisch (*Die Sphinx*. Stuttgart 1977), der die anthropomorphe Sonnenallegorie der Ägypter mit ins Spiel bringt, wird für die Auslegung des öfteren zu Rate gezogen. „Durch die Verknüpfung des menschlichen Lebenslaufes mit dem Sonnengott wird die Antwort des Ödipus überhaupt erst zu einer Aussage über den Menschen: Wiewohl seine Gestalt dahinsinkt, ist er in der Substanz unsterblich.“ (61) Der Rückfall in ein kosmisches anstatt personalgeschichtliches Denken liegt nahe!

Die Antwort auf die Rätselfrage der Sphinx lautet nach H. Remmler: Der Mensch ist männlich und weiblich zugleich (vgl. 100). Erst der ganzheitliche, integrierte Mensch überwindet die Konstellation von Ödipus und Sphinx. Dies wird im Verlauf der Studie entfaltet (vgl. 101–123). Das

Animus-Anima-Schema und die Konstellation von Mann und Frau bzgl. bewußter und unbewußter Ebene wird bedacht. Auf vieles, was für den eigenen Reifungs- und Integrationsprozeß bedeutsam ist, wird so der Leser aufmerksam gemacht. Emotionales Engagement und der Prozeß einer partiellen Selbstanalyse kommen dadurch in Gang.

Dem Buch sind mehrere sehr signifikante Bildtafeln beigegeben, so daß die mythische und psychische Welt der Ägypter, Griechen und modernen Menschen anschaulich wird, so wie sie sich im Außen der Kunst manifestiert. Für das religionsgeschichtliche Gespräch über den cherubinschen Tetramorph bzw. das biblische Viergetier findet sich Interessantes (vgl. 42–54), desgleichen über den Stellenwert der Tarotkarten. Auch die große C. G. Jung-Kennerin Marie-Louise von Franz kommt zu Wort, die das Problem des *puer aeternus* in den Zusammenhang mit der Sphinx als Gestalt der Großen Mutter bringt (vgl. 73). Aufs Ganze gesehen ist das Buch von H. Remmler ein lohnender Beitrag zur Deutung der Sphinx. „Ihr Blick ist in die Unendlichkeit gerichtet, sie existiert in dieser Welt und ist doch nicht von dieser Welt; sie kann mit nur weltlichem Denken nicht begriffen und erfahren werden. Sie ist Ausdruck des begreifbar Leibhaftigen und zugleich des unbegreifbaren Geheimnisses einer transzendentalen Wirklichkeit.“ (24)

P. Imhof SJ

Drewermann, Eugen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Antwort auf Gerhard Lohfinks und Rudolf Peschs „Tiefenpsychologie und keine Exegese“. Mit einem Beitr. von Stefan Schmitz. Olten/Freiburg, Walter-Verlag 1988. 202 S., brosch., DM 22,-.

Der Stil dieser Streitschrift erinnert an die Polemik des 16. Jahrhunderts zwischen Katholiken und Lutheranern. Nach Pesch/Lohfinks harter Kritik: Drewermann verflachte das Christentum zur Psychoanalyse, antwortet dieser noch schärfer: „infam“ (72), „unerhörtes Bubenstück“ (55), „saloppe Leichtfertigkeit“ (94), „Rückzug ins Matriarchat der (integrierten) Gemeinde“

(Klammer von D., 136) bis zum Vergleich mit den biblischen „Hofpropheten“ und „Lügenpriestern“ (136).

Gibt es da noch Veröhnung? Sie täte bitter not; denn beider Anliegen sind wichtig. Der bildhafte, existentielle (und nicht nur psychoanalytische) Zugang zur Bibel sollte, wie es in der Vätertheologie war, mitten in der Exegese Platz bekommen und nicht nur in die Pastoral verwiesen oder als unhistorisch abqualifiziert werden. Doch zu fragen ist, ob die gegenseitige Kritik nicht tiefer angesetzt werden muß: Ist die „voraussetzungslose“ historisch-kritische Exegese wirklich so voraussetzungslos-objektiv, wie beide Streitparteien tun? M. de Certeau spricht von einer „Trutzburg Exegese“! Bedeutet die Parallelität zu Mythen (z. B.: Das göttliche Kind) oder eine öfters vorkommende Erzählform (z. B. bei Wundern) aus sich schon, daß der entsprechende biblische Bericht unhistorisch ist? Zeigt nicht die Hermeneutik, daß der Mensch – gerade in Lebensfragen – abhängig bleibt von Grundentscheidungen, die kritisch überprüft und korrigiert, aber nicht ausgeschaltet werden können? Und in dieser Grundentscheidung spielen sowohl Bilder und Archetypen (Drewermann) wie soziokulturelle Verflechtungen (Pesch/Lohfink) eine wichtige Rolle – ohne daß dadurch die geschichtliche Wahrheit angegriffen wäre. Die Kontroverse sollte zu einem tieferen Nachsinnen über die Korrelationalität zwischen Geschichte und Psychologie, objektiver Faktizität und persönlicher Erfahrungen führen. Das, so scheint mir, steht heute mehr denn je an.

J. Sudbrack SJ

Ohler, Annemarie: Frauengestalten der Bibel. Würzburg, Echter 1987. 228 S., Pp., DM 24,80.

Jene, die an gesellschaftlichen, sozialen, politischen und literarischen Hintergründen biblischer Erzählungen interessiert sind, wird das Buch von A. Ohler ebenso ansprechen wie diejenigen, die Wert auf eine geistliche Einführung in die Bedeutung verschiedener Frauen im Heilswirken Gottes legen. Frauen in der Bibel werden immer wieder zu herausragenden Zeuginnen für das unerwartete Wirken Gottes, be-

sonders an entscheidenden Wendepunkten der biblischen Geschichte (vgl. 9) – sei es Mirijam, die im Durchzug durch das Schilfmeer als erste die befreiende Tat Gottes aus der Sklaverei erkennt und besingt, oder seien es die Frauen am Grab, die zuerst von der Wende Jesu zum neuen Leben erfahren.

Beginnend mit den Anfangsgestalten Israels, Rahel und Lea – die zwei, die Israel aufbauten (vgl. 19–43) –, wird das Fundament und der durchgehende Grundzug des Buches, ja aller biblischen Geschichten aufgezeigt: Sie „erinnern daran, worauf das Gottesvolk aufgebaut ist: auf Liebe und auf Gerechtigkeit von Menschen, die stark sein können, aber auch leicht zu erschüttern (wie Jakob und Rahel); auf dem, was Menschen wollen und hoffen..., vor allem aber auf dem Erbarmen Gottes, der auf den verschlungenen Wegen des Menschen mitgeht“ (41).

Den Bibelunkundigen wird die mit Beispielen überladene Einleitung in wahre Verwirrung stürzen oder ihn zuerst einmal zur biblischen Vorlektüre verleiten. Auch beim weiteren Lesen über die einzelnen Frauengestalten des Buches – Rahel und Lea; Tamar, Mirijam, Debora, die Frau, die Liebe heißt, Maria, die Mutter Jesu, Maria und Martha, Maria Magdalena und Prisca – wird eine offen danebenliegende Bibel von Nutzen sein.

Die Darstellungen der Frauengestalten bestechen durch ihren Abwechslungsreichtum an informativen und lebendig beschreibenden Passagen neben einfühlsamen Deutungen und Spannung erzeugenden Fragen und Imperativen. Im ersten Teil des Buches kommt die alttestamentliche Ader A. Ohlers – sie ist Dozentin für Altes Testament in Freiburg – zum Zuge, während im zweiten Teil zudem die persönliche Betroffenheit und Begeisterung über „die Frau, die Liebe heißt“, oder über die erste Prophetin, Maria Magdalena, spürbar wird und ansteckend wirkt. Die neutestamentlichen Frauengestalten werden dem neuzeitlichen Leser nähergebracht durch zeitgerechte Deutungen: „Selber ein Ziel finden, selber den Weg suchen, ihn aus eigener Kraft gehen zu können, ist Sehnsucht vieler Frauen. Als Frau, die unerhört neue Wege zu gehen wagte, begegnet Maria in

den Kindheitsgeschichten.“ (150) Maria Magdalena wird als erste von vielen dargestellt, die begriffen hat, worauf es Jesus ankommt: „auf die persönliche Bindung an ihn selbst, auf eine neue, aus freier Zuwendung zueinander entstehende ‚Familie‘“ (186).

Sehr provozierend klingt die Zusammenfassung auf der Umschlagrückseite: „Die Bibel berichtet von Frauen, die den Männern überlegen sind: an Mut wie Debora, an Offenheit und Vertrauen wie Maria Magdalena. Daher hat Gott immer wieder durch Frauen gehandelt, ja handeln müssen.“ Ob dies auch heute noch gilt?

Dennoch wird auch jeder männliche Leser das Buch mit Genuß lesen können, da es bar jeglicher Diskriminierung des Mannes geschrieben ist; schon einleitend wird erklärt: „Die Bibel ist davon geprägt, daß sie in einer Zeit und in Gesellschaften entstanden ist, für die patriarchalische Rechtsnormen und Lebensformen selbstverständlich waren. Doch darum ist die Bibel noch längst kein ‚androzentrisches‘ Buch. Nicht der Mann steht im Mittelpunkt, sondern *Gott und seine Botschaft der Rettung* und Befreiung, die *Männer und Frauen miteinander* angeht und durch Männer und Frauen weitergetragen wurde und wird“ (18). Dies bestätigt gerade das letzte Kapitel, das Prisca und Aquila, einem befreundeten Ehepaar des Paulus, gewidmet ist. Die beiden werden stets in Gemeinschaft und als tatkräftige Unterstützer der Aufgaben des Paulus zu christlicher Gemeindebildung genannt. Gut, daß in einem Buch über Frauengestalten auch die partner-schaftliche Ehe als Weg zu Gott ihren Ort hat (vgl. 216).

C. Brandl

Weil, Simone: Aufmerksamkeit für das Alltägliche. Ausgewählte Texte zu Fragen der Zeit. Hg. u. erl. von Otto Betz. München, Kösel 1987. 156 S., brosch., DM 28,-.

Der Hg. hat recht: „Wer sich mit Simone Weil befaßt, gerät in den Bann einer großen Frau, wird in eine Betrachtungsweise, ein Denken und ein Fragen hineingenommen, die den Leser nicht unverändert lassen.“ (6) Es ist nicht schwer, sie zu lieben,

wenn man die so vorzüglich ausgewählten und dynamisch aufgebauten Texte gelesen hat. Eine „Heilige“ der kirchengeschädigten Christen, eine „Heilige“ des großherzigen II. Vatikanums könnte man sie vielleicht nennen, die sie selbst noch der „vorkonziliären Kirche“ begegnet war, deren „anathema sit“ sie erschreckte. Simone Weil, die sich als „im christlichen Geiste geboren“ bezeichnete, blieb ungetauft. Sie fürchtete einen Totalitarismus und Herrschaftsanspruch, den sie in ihrer Zeit von weltlicher Seite her genügend kannte. Hatte sie doch den anfänglich bejahten Marxismus als falsch entlarvt, litt sie doch unter Hitlers Weltherrschaftsphantasien, die sie am Lebensende in die Résistance ihrer französischen Heimat trieben. Ihr politisches Handeln war ein schwesterliches, weltumspannendes Handeln, gewachsen aus der Liebe, die Folge ihrer spontanen Christusbindung war.

Ob die geistig hochbegabte Philosophie-dozentin in der Fabrik- oder Landarbeit ihre Kräfte überstieg, ob sie sich patriotisch engagierte – nie ging es um vordergründige Tagesziele, immer aber um jenen christlichen Alltag, der ein Verwandlungsprozeß ist, den wir meist als „Mystik“ bezeichnen. Franz von Assisi und Johannes vom Kreuz waren S. Weil lieb und vertraut; ihre persönliche Christwerdung ist reines Erfahrungsgeschehen.

Sie starb 34jährig an Unterernährung und Tuberkulose, weil sie es nicht besser haben wollte als die arme, auf die Lebensmittelzuteilungen angewiesene Bevölkerung. Die Radikalität ihres Charakters verschmolz mit der Unbedingtheit der Jugend. Ihr Brief an einen Dominikaner und Freund, ein Jahr vor ihrem Tode geschrieben, ist das erschütternde Testament eines Menschen, dem „Gehorsam“ gegenüber dem Willen Gottes zum Leitmotiv seines Lebens geworden war, ein Gehorsam, den sie aus der „Aufmerksamkeit“, dem Schlüsselwort ihres Werkes, gewann.

Diese Aufmerksamkeit ist weder mit Konzentration noch mit genauer Beobachtung identisch. Sie ist mehr, ist das, was die alte mystische Theologie als „Kontemplation“ bezeichnete: „Die Aufmerksamkeit besteht darin, das Denken auszusetzen, den Geist verfügbar, leer und für den Gegen-

stand offen zu halten“ (62). Der dann erfahrene „Gegenstand“ der Aufmerksamkeit ist die von Simone Weil unermüdlich gesuchte Wahrheit, ist das Schweigen Gottes als „ein unendlich Bedeutungsvolleres“, das „all unser vergebliches Suchen nach Zweckmäßigkeit“ übersteigt (83).

Sie erfährt die Abwesenheit Gottes als „seine geheime Gegenwart“, das Schweigen des Vaters zusammen mit dem Schrei Christi als jene „erhabenste Harmonie“, deren jammervoller Süße wir uns ein Leben lang anzunähern haben, wobei Schönheit, Unglück und reine Freude die wirklichkeitsgerechten zusammenklingenden Schwingungen sind. Teilhabe am Kreuze heißt, auch „ins Leere hinein zu lieben“ im äußersten Unglück, hingegeben an die Wahrheit Gottes, so daß in dieser hingebenden Liebe allmählich Christus im Innern werden und wachsen kann.

Wie sehr ist diese religiöse Erfahrung der eines Johannes vom Kreuz verwandt und wie unmittelbar spricht sie zugleich den heutigen Menschen an! Es wäre lohnend, darüber nachzudenken, was diese jugendliche Märtyrerin der Mitmenschlichkeit als „neue Heiligkeit“ fordert: Genie und Universalität – beides erwerbbar durch „Aufmerksamkeit“ für, in und mit Christus.

E. Lorenz

Wartenberg-Potter, Bärbel von: Wir werden unsere Harfen nicht an die Weiden hängen. Engagement und Spiritualität. Stuttgart, Kreuz Verlag 1986. 158 S., kart., DM 14,80.

Das vorliegende Buch der evangelischen Theologin B. v. Wartenberg-Potter möchte das Gespräch besonders mit den jungen Theologinnen eröffnen, die auf der Suche nach einer weiblichen, integrierenden Art, Theologie zu treiben, sind. Das Buch ist eine Frucht ihrer fünfjährigen Arbeit und Erfahrung als Direktorin der Abteilung „Frau in Kirche und Gesellschaft“ des Ökumenischen Rates der Kirche in Genf.

Die Autorin legt hier ein sehr persönliches Zeugnis über ihr eigenes theologisches Lernen ab. „An der Wiege meines eigenständigen Denkens stand die *Empörung*. ... Ich empöre mich über die Kaltblütigkeit der Politiker angesichts des drohenden Ver-

lusts der Erde, über die allgemein grassierende Depression der Engagierten..., über die traurige Lage unserer Gottesdienste, über kleinliche irrelevante Bibelauslegung... Und spät, aber gründlich, empöre ich mich über die Verschweigung der Frauen in der Kirche und Gesellschaft und ihre fortgesetzte geistige und geistliche Entmündigung. – Aber Empörung allein genügt nicht...“ (9 f) Aus einem betroffenen Herzen heraus muß beherztes, mutiges Handeln erwachsen und eingeübt werden. Durch eigenes Erleben von Armut und Elend durch Abhängigkeit, besonders auch in Form des Rassismus in Afrika, und durch zahlreiche Begegnungen mit sichbewußtgewordenen, überzeugenden Frauen, an denen W.-P. die Leserin oder den Leser, durch ihre erfrischende, lebendige Art zu schreiben, teilnehmen läßt, tritt sie für eine den *ganzen* Menschen befreiende Theologie ein, die aus „Herz im Kopf und Geist im Leib“ (15) geboren wird. Mit auf die Welt geweitem Blick und Sachkompetenz lotet sie die biblischen Ursprünge der weiblichen Seite Gottes aus und gibt Einblick in eine tiefe, lebbare Spiritualität: „In Gottes weiblicher Seite mich spiegelnd, weiß ich besser, wer ich bin als Geschaffene, als Frau, als Mensch. Meine Möglichkeiten öffnen sich mit allen Poren... Er (Jesus) hat (den Frauen) ihre Verletzungen weggenommen, sie aufgerichtet, für rein erklärt. Er hat den Tempel Gottes, den Menschen, an die Stelle der steinernen Tempel gesetzt und die Menschen wissen lassen, daß Gott in ihnen Wohnung nehmen will. Unser Herz soll Gottes Krippe sein, unser Leib die Werkstatt Gottes.“ (129)

Für eine beherzte Konfrontation mit den bestehenden Unrechtssituationen brauchen wir eine geschwisterliche Gemeinschaft. Besonders im Befreiungsprozeß innerhalb der Kirche brauchen die Frauen einander. W.-P. spricht den Frauen der Welt und der Kirchen ihr großes, wachsendes Vertrauen aus.

In ihrer „Liebeserklärung an die Kirche“ (29), unter der bzw. in der sie schon viel gelitten hat und noch leidet, erinnert sie sich an ihr eigenes inneres Wachstum in der kirchlichen Gemeinschaft, untersucht kritisch ihr protestantisches Erbe und zeichnet ihr Wunschbild von der Kirche als einem

Ort, an dem Beten und Tun, Kampf und Kontemplation in einen neuen Zusammenhang treten und zu einer gelebten Einheit werden. Eine Kirche, „in der die Ordnung nicht Vorrang vor dem Wachstum hat; wo kleine Wurzeln der Wahrheitsliebe durch dogmatischen Asphalt brechen können und ihn mit ihrem versöhnenden Grün überziehen; wo Streit und Schmerz nicht als Störung, sondern als Prozeß der Wahrheitsfindung zugelassen werden“ (44).

Das Lesen dieses Buches wird zu einem Genuß, da längere theoretische Abschnitte mit ansprechenden Bildern, kleinen Gedichten und kurzen Gebeten in wohlthuendem Rhythmus abwechseln. Das Anliegen der Autorin wird so auf vielfältige, neue Weise zugänglich gemacht. Gerade auch durch ihre Forderung nach der Integration von rationalem Denken und wissenschaftlichem Wissen, mit der sie sich an die Theologinnen wendet, stellt das Buch einen überzeugenden, neuen und ermutigenden Beitrag zur Diskussion um die feministische Theologie dar. – Nicht nur für Frauen.

J. Schreiner

Mookerjee, Ajit / Khanna, Madhu: Die Welt des Tantra in Bild und Deutung. Bern/München/Wien, O. W. Barth 1987. 255 S. + 10 sw-Fotoseiten, Pb., DM 29,80.

Breit und kundig führt das 1977 auf Englisch und 1978 erstmalig auf Deutsch erschienene Buch in die faszinierende Welt des Tantra ein. A. Mookerjee hat sich durch verschiedene, oft künstlerisch qualifizierte Veröffentlichungen einen Namen gemacht, was leider in der nicht modernisierten Bibliographie (253–255) zu wenig sichtbar wird. Auch die vorliegende Arbeit öffnet zuerst einen „künstlerischen“ Zugang (Symblik, Bild, Mandala, Yantra, Kosmogramme usw.), ehe sie die „wissenschaftliche“ (Klang, Atome, Alchemie, Astrologie, Das Eine) und dann die rituell-meditative Welt des Tantra erschließt.

Gegenüber dem klassischen Hinduismus und Buddhismus zieht der Tantrismus die Gesamtheit von Welt-und-Mensch in sein Üben ein (bis zur sexuellen Vereinigung, was allerdings von der euro-amerikani-

schen Verflachung des Tantra falsch und daher sträflich hochgespielt und verkannt wird). Die uns oft fremd erscheinende Erfahrungswelt darf nicht davon abhalten, ihrem verborgenen Wahrheitsgehalt nachzugehen, z. B. dem Menschenbild des Kundalini-Yoga, in dem das Bewußtsein von der Körperbasis bis über das Haupt hinaus aufsteigt, oder der durchgehenden Gesamtschau von Mensch, Kosmos, Göttlichem.

Es fällt auf, daß die Autoren selbst ihren dargebotenen Stoff nicht bis ins Letzte durchdrungen haben. So schwankt der Text zwischen Distanz und Engagement, ohne daß klar wird, warum. Im letzten Teil häufen sich unübersetzte Mantras, die eher einer Mystifizierung als der Wahrung des Geheimnisses dienen.

Dieses bleibende zwiespältige Gefühl sollte aber nicht die Dankbarkeit gegenüber den Autoren für ihre Mühe vermindern, den Leser in die faszinierende Welt des Tantra einzuführen. J. Sudbrack SJ

Suzuki, Daisetz Teitaro: Satori – Der Zen-Weg zur Befreiung. Die Erleuchtungserfahrung im Buddhismus und im Zen. Bern/München/Wien, O. W. Barth 1987. 207 S., Ln., DM 29,80. – Leben aus Zen. Eine Einführung in den Zen-Buddhismus. 207 S., Ln., DM 29,80.

Die beiden ersten Bücher einer geplanten deutschsprachigen Ausgabe der Hauptwerke des großen japanischen Zen-Lehrers geben einen guten Eindruck von der breiten Fächerung seines Werkes. D. T. Suzuki (1870–1966) wurde schon früh von seinem Zen-Meister Shaku Soen als Kunder der meditativen Heilslehre des Zen-Buddhismus in den Westen gesandt. Sein umfangreiches Werk, das im Gespräch mit Philosophen wie M. Heidegger und Psychologen wie C. G. Jung und E. Fromm entstand, ist bis heute – genannt oder ungenannt – Grundlage für alle westliche Beschäftigung mit Zen, gleich ob ablehnend oder zustimmend.

Satori ist die (sprachlich gute, nur selten anglisierend wie S. 39: Ignoramus) Erst-Übersetzung der *First Series of Essays in Zen-Buddhism* (es gibt deren drei). Die

deutsche Ausgabe ist eine Art geschichtliche Darstellung des Zen aus seinen indischen und chinesischen Wurzeln. Für Suzuki, den engagierten Zen-Buddhisten, wird im Zen das wahre Anliegen des historischen Buddha freigelegt. Sein missionarisch zu nennendes Engagement macht die Darlegung für jedermann sympathisch und lädt zum Vergleich mit distanzierten historischen Untersuchungen wie denen Dumoulin ein. Seine unbestreitbare Kompetenz (auch wenn er bestimmte Richtungen innerhalb des Zen vertritt) fordert auf zum Vergleich mit entsprechenden Darstellungen aus nicht-japanischer Hand. Unverständlicherweise aber blieb die von Suzuki selbst autorisierte Ausgabe der *First Series* durch Humphreys (1949, später als Taschenbuch) mit weiteren Beiträgen und dem wichtigen Index anscheinend unberücksichtigt oder vielleicht sogar unbekannt (Impressum usw. schweigen sich aus). Der Versuch des deutschsprachigen Herausgebers, Suzukis klassisches Werk in die „New-Age“-Literatur („Paradigma-Wechsel“, 8) einzugliedern, flößt hier Mißtrauen ein.

Leben aus Zen, als Neuauflage von 1955, ist eine eher „philosophische“ Darlegung. Hier zeigt Suzuki seine unerreichte Meisterschaft, „Unerklärbares“ dennoch zu „erklären“ – und zwar mit einer Überfülle von Anekdoten. Die ständige Diskussion mit dem Christentum möchte beider Unvereinbarkeit aufzeigen. In den scharfsinnigen Ausführungen über den Koan wird der Unterschied zwischen einer psychologischen und einer metaphysischen Betrachtung deutlich.

Eines drängt sich jedem unvoreingenommenen Leser auf: Nur ein Gespräch mit einem Zen-Buddhisten vom Format Suzukis (am besten mit unverkürzten Ausgaben) kann klären, wieweit christlicher Zen eine legitime Möglichkeit der Meditation ist.

J. Sudbrack SJ

Rotzetter, Anton: Gott, der mich atmen läßt. Gebete. Freiburg/Basel/Wien, Herder ³1987. 263 S., geb., DM 26,-.

Dieses Gebetbuch des Kapuziners A. Rotzetter, Leiter des Münsteraner Instituts für Spiritualität, ist ein Buch der Befreiung – nicht im platten Sinn einer von vielen Seiten für sich reklamierten „Theologie der Befreiung“, sondern der Befreiung von der heute empfundenen Sprachhohnmacht des Gebetes.

Im Hinblick auf das Gespräch mit Gott meldet sich oft ein zwiespältiges Gefühl: Vordergründig wird das Gebet als unmoderne Verhaltensweise eines nicht recht aufgeklärten Menschen mißdeutet, und tieferliegend gibt es das Unbehagen an vielen überkommenen Gebetsformeln. Im Grunde aber geht es darum zu erfahren, daß Beten menschlich ist und den Menschen menschlicher zu machen vermag. Unter diesem Leitgedanken lohnt sich die Auseinandersetzung mit dem Buch besonders.

Strukturiert durch die 7-Zahl (als Zeichen der Fülle Gottes) wird der betende Benutzer in seiner ganzen Person, seinem Wesen samt der Rückbindung an die Kirche umfassen, im Lauf der Tage, des Kirchenjahres, der Sakramente, Lebensalter, Kräfte (= Tragenden), der Werke (der Barmherzigkeit) und den Stufen zu Gott. Dabei wird in den je 7 Teilen mit je 7 relativ kurzen lyrischen oder litaneiartigen Gebeten zum Glaubenszeugnis ermuntert, mit dem wir die Welt verändern können.

Neben den programmatischen Untertiteln stellt besonders die zweigleisige Anlage des Registers mit Stichwortverzeichnis und Register für den gottesdienstlichen Gebrauch eine praktische Hilfe für die Seelsorge dar, so wie auch die Gedanken zu den Sakramentsfeiern oder Ratschläge aus der praktischen Erfahrung mir positiv aufgefallen sind.

M. Ottl